

Wiesbadener Tagblatt.

42. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einspaltige Zeile für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg.,
Reclamen die Zeile für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 408.

Freitag, den 1. September

1893.

Für den Monat September!

Der Bezug
des täglich in zwei Ausgaben erscheinenden
Wiesbadener Tagblatt
mit seinen 7 Gratis-Beilagen
(darunter die „Illustrirte Kinder-Zeitung“)
monatlich 50 Pfennig
kann jederzeit begonnen werden. Man bestelle sofort.

Deutsche Ferienkolonien und Kinder-Heilstätten.

Viele Tausende von schwächlichen Kindern sind in den Monaten Juli und August in den Ferienkolonien oder in Heilstätten an der See und auf dem Lande zur Kräftigung ihrer Gesundheit untergebracht. Es verdient sich gerade in dieser Zeit der Sommerfrische, einen Blick zu werfen auf die Ergebnisse, welche diese nationale Sommerpflege-Bewegung zuweisen hat. Wir thun dies an der Hand eines trefflichen Berichtes, den die „Centralstelle der Vereinigungen für Sommerpflege in Deutschland“ (Adresse: Berlin W., Steinwegstr. 16) eben erstattet hat (Berlin 1893, Druck von J. S. Hermann, Dentschstr. 8, Preis 75 Pf.). Nach diesem Bericht haben die Bürger deutscher Städte in den Jahren von 1876—1891, soweit es möglich gewesen ist, Nachrichten eingezogen, 196,769 Kinder hinausgeschickt auf nahe oder fernere Entfernungen in Ferienkolonien, Familienpflege und Heilstätten, sowie Sool- und Seebäder, um „im Luft und Sonne“ und an bester Nahrung zu erholen. Das Jahr 1892 hat 23,760 Kinder dieser Zahl hinzugefügt. Von diesen wurden untergebracht 8155 in geschlossenen Ferienkolonien, 2683 in Familien, 9061 in Seebädern. Gegen das Jahr 1891 hat sich die Zahl der versorgten Kinder um 695 erhöht.

Der Anbruch zu dieser Sommerpflege armer kränklicher Kinder wird mit dem Anwaschen der deutschen Städte nur ein größerer. Lehrer und Ärzte erkennen, selbst bei erhöhter Strenge in der Kindschau, ein gesteigertes Bedürfnis an. Während sich jedoch ebendie Wahl im Wesentlichen nur zwischen Familienpflege, geschlossenen Kolonien und Heilstätten während der Sommerferien bewegte, tritt nunmehr zunächst das eigentliche Heilbestreben, namentlich für Strophulose, immer mehr in den Vordergrund, welche in den trefflichen Kinder-Heilstätten an der Nord- und Ostsee oder in den sich alljährlich mehrenden Soolbädern untergebracht werden. Die Vereinigungen sind mäßig infolge billiger Eisenbahnfahrten und günstiger Bedingungen an Ort und Stelle, während die Wirkungen geradezu erstaunlich und durch Wägungen nach der Rückkehr festgestellt sind. In den eigentlichen Ferienkolonien ist der Wunsch nach einem Uebergang zu eigener Beschäftigung u. s. w. anstatt der bisherigen Unterweisung in gemieteten Häusern und Gasthöfen ein so stark verbreiteter, daß man die sogenannte „eigene Regie“ bereits unter der Heilanstalt der ganzen Sommerpflege-Bewegung zählen kann. Nicht die Wirtse sind daran schuld, im Gegenteil sind die Berichte ihres Lobes voll. „Aber die eigentliche Einwirkung ist durch das geforderte Leben ohne Zweifel erleichtert. Der Kostenaufwand verringert sich in erheblichem Maße, und endlich eröffnet das eigene Heim die Aussicht, es auch während der übrigen warmen Jahreszeit, ja unter Umständen das ganze Jahr hindurch, den menschenfreundlichen Zwecken der Vereine offen halten zu können.“

Der Jahresbericht für 1892 hat noch einen anderen Wechsel gegen früher festgesetzt. Viele Vereine stellen sich von vornherein die Doppelaufgabe, sowohl dem Ferienkinder garter kränklicher Kinder als der kräftigen Sperrlingen wessolcher Kinder während des übrigen Jahres ihre Dienste zu leisten. Die Wägungen von Begleitungen der Ferienkolonien werden hier und da bis ins kommende Jahr fortgesetzt. Hierdurch wird in den Fällen mangelnder Nachhalligkeit der Kurwirkungen dem unternehmenden Arzte und dem Regier trefflich vorgearbeitet. Ueber die Nachhalligkeit der Sommerpflege sind von 42 deutschen Vereinen besondere Beobachtungen angestellt und deren Ergebnisse mitgeteilt worden. Fast alle Berichte stimmen darin überein, daß durchweg nicht nur eine Zunahme des Körpergewichts, sondern auch eine Mehrung der geistigen Frische und Regsamkeit bis in die Wintermonate hinein bemerkbar war. Die Schulversammlungen gingen zurück. 18 Vereine haben die Ferienkolonien auch in Winterpflege genommen. Allenfalls wird als dringendste Nothwendigkeit die Versorgung mit ausreichender und genügen kräftiger Nahrung erkannt. Der „Centralstelle der Vereinigungen für Sommerpflege“, als deren Vorstände die Herren G. v. Bunsen, K. Schrader

und H. Möstel in Berlin fungiren, sind zur Zeit 56 Vereinigungen für Ferienkolonien und 11 Kinder-Heilstätten in Sool- und Seebädern als Mitglieder beigetreten. Sämmtliche Mitglieder erhalten als Gegenleistung für den Jahresbeitrag die Zeitschrift „Volkswohl“ als Organ der Centralstelle sowie alljährlich eine Statistik und die zum Austausch bestimmten Berichte der Einzelvereine. Diese Statistik erstreckt sich bereits auf 124 deutsche Städte, von denen jedoch erst die Hälfte der Centralstelle als Mitglieder beigetreten sind. Keine Stadt sollte den Anstoß an die Centralstelle veräumen, um die schätzbaren Erfahrungen, welche die Einzelvereine machen, im Interesse ihrer Pflegekinder nutzbar machen zu können. Die rührige Centralstelle theilt sich auch an der Weltausstellung in Chicago durch eine Professur und zwei große Wandtafeln, welche die Entstehung und Entwicklung der Ferienkolonien (Sommerpflege) Deutschlands bis zum Schlusse des Jahres 1891 veranschaulichen. Möge diese hochwichtige nationale Bewegung erfreulich fortwähren, und mögen sich anstalt nur etwa 30,000 bald Hunderttausende von Kindern in Luft und Sonne, im Wald und an der See der Wirkungen edler Menschenliebe erfreuen!

Politische Tages-Rundschau.

— Pariser Blätter melden aus San Sebastian, eine gut informierte Persönlichkeit habe erklärt, die Ruhe in der Hauptstadt des baskischen Gebietes werde während 48 Stunden ungestört bleiben, jedoch seien schwere Unruhestörungen für heute zu befürchten, weil die ganze Bewegung hervorstechend die Rechte, welche die Baskenprivilegien der baskischen Provinzen abschaffen, am 1. September in Kraft treten. Die Regierung habe überall Maßregeln getroffen, um Unruhestörungen zu unterdrücken. Sämmtliche Truppen bleiben heute in ihren Kasernen konzentriert. Die Königin-Regentin werde San Sebastian nicht verlassen, weil die Abreise einen schmerzhaften Eindruck auf das Volk machen würde. Im Uebrigen ist, das weiß die Geschichte und beweisen namentlich die Antikristen-Aussprüche dieses Jahrhunderts, mit den Basken, die bestmögliche einen bedenklichen Volksstamm bilden, nicht zu sprechen, und es dürfte sich wohl wieder einmal erweisen, daß ein schematisches Egalitätsystem für ein und den verschiedenen Volksbestandtheilen zusammengepacktes Volk nicht immer das Nützlichste ist. Gerade ein kräftiger Volksstamm hält an seinen alten, ihm eigenständlichen Rechten und Gebräuchen mit großer Zähigkeit fest. Daß im vorliegenden Fall die „Fueros“, die betreffenden Privilegien, nicht in allen Theilen zu den „berechtigten“ Eigenthümlichkeiten des Baskenlandes gehören, ist allerdings zweifellos. Die „Frankf. Zig.“ sagt über dieselben u. A.:

Die Fueros sind bekanntlich die alten Sonderrechte des Baskenlandes. Sie sind theils politisch-militärischer, theils finanzieller Natur. So z. B. haben die vier baskischen Provinzen Alava, Guipuzcoa, Vizcaya und Navarra das Recht auf eine gemeinsame Provinzialabrede, als Gränzung an die alte Einheit des Baskenlandes. Die Vertretung liegt unter der alten Gabe von Guernica, dem „Guernica arbol“, der alle Rechte der Basken vertritt. Von diesen Rechten sind die Revolutionen und Antikristen angegriffen. Von den Fueros gehörte ferner die Befreiung von Militärdienst, von der Kopfsteuer, vom Tabakmonopol und von der Stempelsteuer; auch im Jollenen hatten die Basken besondere Vergünstigungen. Nach dem ersten Antikristen, 1839, wurden die Fueros von dem Cortes für nichtig erklärt, und Isabella rühete nicht an sie. Erst die Republik und die allfällige Monarchie gingen an ihre Wdhmung; 1870, beim Beginn der Regierung Alfonsos, wurden die Befreiung vom Militärdienst und Stempelsteuer sowie die Tabakfreiheit förmlich aufgehoben. Aber die Basken erhoben einen solchen Protest, daß man ihnen eine Frist von zehn Jahren bewilligte. Nach Verlauf dieser zehn Jahre, 1883, wiederholte sich das nämliche Schauspiel; um dem Carlismus nicht in die Hände zu spielen, demüthigte man abermals eine Frist, und zwar eine unbegrenzte. Die Kraft des ganzen Landes hat jetzt endlich die Herren Sagasta und Canovas veranlaßt, den Fueros, die eine Bekräftigung der Nationalität bilden, ein Ziel zu legen und endlich mit der Wdhmung unverschieblich zu erklären. Es kann also leicht zu ernstlichen Ereignissen kommen. Das Baskenland hat fünf Strophen, die nach einem Berichte des Pariser „Figaro“ folgenden Inhalt haben: 1. Gekelter Baum von Guernica, viel geliebt von allen Basken, spende deine Früchte und treue sie aus auf der ganzen Erde! Gott hat dich gekrönt vor tausend Jahren, und so lange die Basken leben, wirst du nicht fallen! In deinem Schatten werden die vier Provinzen gemeinsam stehen für den allgemeinen Frieden! Die Königin-Regentin hat in der letzten Zeit mit großem Eifer Baskisch gelernt; sie kann also verstehen, was die Basken wollen.“

Deutsches Reich.

* Hof- und Personal-Nachrichten. Das Kaiserpaar reiste gestern Abend 10 Uhr 50 Min. von der Wildpart nach Sondershausen nach Göttingen ab. Ein Domburger Blatt läßt sich aus Berlin melden, der Kaiser habe ein vom Kriegsminister General v. Rattenbors-Sachsen eingereichtes Ab-

schiedsgesuch nicht genehmigt. — Der „Reichsanzeiger“ meldet, der bisherige Staatssekretär des Reichsgesamts v. R. K. K. K. K. gab Donnerstag die Geschäfte an seinen Nachfolger, den Grafen P. o. d. o. K. K.

* Berlin, 1. Sept. Karl Baasch ist, wie schon kurz gemeldet, aus der Unterhändlerstellung entlassen worden. Die Entlassung ist durch einen Beschluß der Strafkammer auf Grund des ärztlichen Gutachtens bewirkt worden, das Herrn Baasch für verhandlungsunfähig erklärte. Damit ist die Prozeß-Expedite Baasch, soweit sie ihn persönlich anbetrifft, vorläufig erledigt.

* Premierlieutenant v. der, wie gemeldet, am 12. August bei dem Siege des Freicorps v. Schöle über den Sultan Ali den Heldentod gefunden, war, wie wir dem „Ost. Ztbl.“ entnehmen, ein Sohn des Kaufmanns Robert v. der in Danabrid. 1863 zu Siegen geboren, trat er 1883 beim 8. Kgl. Infanterieregiment in Reg. als Advantagier ein, dem er, 1884 zum Sekondeleutnant befördert, bis zum Jahre 1891 altes angehörte. Zu Anfang des genannten Jahres kam er nach Afrika, wo er am 6. April in Bogamono eintraf. Bald nach seiner Ankunft machte er unter Oberst Johannes eine Expedition nach dem Kaimandabara mit und wurde dann Chef der Station Mafike. Im April dieses Jahres wurde er zum Premierlieutenant befördert. Der Verlorene erstreckte sich einer großen Beliebtheit und war bei seinen Vorgesetzten als tüchtiger, diensteifriger Offizier geschätzt.

* Katholikentag in Würzburg. Nachdem in der letzten Geschäftssitzung des Katholikentages einige sozialpolitische Anträge angenommen waren, wurde der Berliner Kirchennoth bekräftigt und die Abfassung des „Dunkeljahres“ gefordert. In der letzten öffentlichen Sitzung sprach Vater Schöde über „Katholikentag“. Katholikentag Würzburg hielt eine eindringliche Rede über den Unglauben der Masse, Sozialismus und mahnte die Reichen an ihre Pflichten. Der Schatz der Bismarck sei illusorisch; auch Katenen könne man gegen Aden nicht vertheidigen. Tilmann-Dorrmund sprach über die Diaspora in den Industrieregionen. R. A. Schmitz-Matthias hielt einen Vortrag über die Kapitalfrage, er wurde stellenweise grob, namentlich gegen die Katholiken, die den jetzigen Zustand in dem betreffenden hielten; kurz eiferte er gegen die Sozialdemokratie und rief den Antikristen. Präsident v. Balen betonte in der Schlussrede die Nothwendigkeit der christlichen Familie als Grundlage des christlich-sozialen Staates und lobte die Gültigkeit der Katholiken.

* Rundschau im Reich. Es ist noch immer nicht gelungen, die Verhältnisse der beiden in Kiel verhafteten französischen Spione festzustellen. Sie führen gar keine Ausweispaßkarte bei sich, doch zweifelt man nicht daran, daß man es mit französischen Offizieren zu thun hat, da die Aufnahmen, die sie vorgenommen haben, ein so technisches Verständnis zeigen, wie es bei Zeiten nicht angeht. — Unbegreiflich ist es übrigens, daß sie die Unvorsichtigkeit begangen konnten, ihr gekamertes Material an Bord des Schiffes zu behalten, während es ihnen doch ein Leichtes sein mußte, sich dessen zu enthalten und es auf unerwünschte Weise nach Frankreich zu schicken. — Die Kandidatenwahl in Preußen bilden nunmehr eine lebende Natur in der Presse, wobei die Partei-Preise ist; aber, so meinen die „Mitt. Reich. Nachr.“, im Grunde kümmert man sich noch wenig um sie. Die Theilnahme an diesen Wahlen ist mit jedem neuen Wahlgange geringer geworden, und sie wird in diesem Jahre geringer sein als jemals. — Dem Fürsten Bismarck ist in seiner Rede an die Frankfurter ein kleiner, allerdings sehr begreiflicher Irrthum unterlaufen. Der Ingenieur Julius Fickler schreibt dem „Frankfurter Anzeiger“, „Gedenke der Wdhmung des Fürsten Bismarck in Aßmann, daß mein Vater, der Senator Fickler, im Sommer 1866 zur Unterabteilung in Berlin gewesen und Aufträge, betreffend die Abwehrung der Stadt, erhalten habe, die auszuführen er unterlassen, erklärte ich, daß mein Vater 1866 Frankfurt überhaupt nicht verlassen und bereits am 24. Juli jenes Jahres kein belagertes Eude gefunden hat.“ Der betr. Unterabnehmer war der Senator Müller.

Landwirtschaftlicher Genossenschaftstag.

Ein landwirtschaftlicher Genossenschaftstag findet dergestalt in Einigkeit statt. Aus den dortigen Verhandlungen haben wir nur Folgendes hervor: Verbanddirektor Müller-Wittberg sprach über die Frage: „Erleichtert es angebracht, die Form der eingetragenen Genossenschaft für ländliche Versicherungen anzuwenden? Er beantwortete diese Frage in bejahendem Sinne, jedoch in solchen Fällen, wenn kleinere Verbände sich zu Versicherungsvergenossenschaften zusammenfassen würden; jedenfalls sei die Vereinigung von Erbsenverbänden zu Kreisgenossenschaften notwendig. Schwierigkeiten seien allerdings mancherlei vorhanden, namentlich bei eintretenden größeren Schäden. Nach dem Bericht von Oekonomierath v. Wendt-Galle gelangte schließlich nachstehende Resolution zur Annahme:

Die Form der eingetragenen Genossenschaft eignet sich zur Anwendung für ländliche Versicherungsvergenossenschaften, so andere geeignete Verbände nicht bereits bestehen, besonders dann, wenn die kleinen Verbände sich zu Versicherungsvergenossenschaften zusammenfassen, und die Annahmefähigkeit wird erachtet, die Organisation derartiger Verbände zu fördern.“

Aus Hannover und Bielefeld waren zwei Fragen zur Diskussion gestellt worden, und zwar: 1) In welcher Weise ist auf eine Beförderung der Abnehmerverhältnisse für Rohstoffprodukte hinzuwirken? 2) Wie sollen Welterverhältnisse sich entwickeln, um zu vermeiden, daß sie sich gegenwärtig Konjunktur zeigen, die die Bildung starker, leistungsfähiger Genossenschaftlicher Welterverhältnisse und aus diesen heraus die Schaffung eines Centralorgans innerhalb der Stellung im Verbande der landwirtschaftlichen Genossenschaften für den nächsten Weg zur gleichmäßigen, dem Bedarf angepaßten Vertheilung der Waare und zur Abmilderung der durch gegenwärtigen Unverhältnissen drohenden Gefahr.“

Antwörter Dr. Schneider-Wandern sprach über den Verfall der landwirtschaftlichen Genossenschaft auf genossenschaftlichen Wege, insbesondere über die Vertheilung durch die Lagerhäuser. Eine Quantitätsbindung für nächsten Verkauf sei einerseits die Beförderung einer möglichst gleichartigen Waare, andererseits die Produktion von möglichst wenigem Samen; Spezialisirung sei notwendig, um sich einen guten Ruf zu verschaffen. Allerdings müßte man den Ansprüchen der Konsumenten Rechnung tragen; aber andererseits müßten die Genossenschaften auch ersperrlich, z. B. beim Verkauf

Die heutige Abend-Ausgabe umfasst 6 Seiten

Flotte Weiber. Große Gelangsspeise in 4 Akten von Leon
Kreutzer. Musik von Franz Roth. In Scene gesetzt von Direktor
H. Hofmann. Zum ersten Male.
Wenn man sich die Mühe macht, aus dem toßen Wirrwarr
z. B. Hühnchen dieser nach bekanntem Rezept verfertigten Berliner
Küche den Kern der Sache herauszuküßeln, so wird man bald

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 408. Abend-Ausgabe.

Freitag, den 1. September.

41. Jahrgang. 1893.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ruhm.

Novelle von Hans Hoffmann.

„Das ist wenigstens noch ein gutes Zeichen,“ sprach er zu sich, „ich werde an diesem Herzleid nicht ganz und gar zu Grunde gehen.“

Als er aber fertig gegessen und auch ein wenig getrunken hatte, da sprang er plötzlich auf und rief laut in den Wald hinein: „Sie sind ja doch hier, mein Fräulein! Eine Hausfrau kann doch ein leinendes Tischchen nicht schüttslos im Walde lassen.“

Und bei dem Wörtchen „Hausfrau“, das ihm ohne seine Verantwortung eigenmächtig herauschlüpfte, durchdrangte ihn der angenehme Schauer. Auch wunderte er sich etlich, daß er nicht im Geringsten überrascht war, als sie nun ruhig aus einem Haselstrauch hervortrat und ihm gegenüber am Tische Platz nahm.

„Es ist sehr edelmütig von Ihnen,“ sagte sie, „daß Sie das Tischchen wirklich nicht eingestrichen haben und davon gelaufen sind.“

„Weiß Gott, ich hätte es mitgenommen, wenn Sie nicht erschienen wären,“ versetzte er ernsthaft. „Ein Andenken mußte ich haben.“

Er nahm nun den Beleg und erbot sich ihm. Zuerst fiel ein kleineres Schreiben des Sanitätsrats Scheele heraus mit folgenden Zeilen, die er vorlas:

„Verehrter Herr Doktor! Unter den Papieren unseres Patienten wurde nachträglich das beigebeige Schriftstück gefunden, das ein vollkommen neues Licht über die Krankheit verbreitet. Ich heile mich, Ihnen daselbe, wenn möglich, noch zu Sicht zu bringen; es könnte auf Ihre Versuchen von entscheidendem Einfluß sein. Nachher erlaube ich um Rücksendung. Da wir nun den Faden in der Hand haben, ist sichere Aussicht auf Heilung. Wenn es noch angeht, können Sie der Mutter die psychische Störung ganz verbergen und von der Fieberkrankheit (Typhus) mit Hallucinationen reden. Daß sie herkommt, ist wahrscheinlich, günstiger Einfluß ihres Anblicks wahrscheinlich.“

Mit hochachtendem Gruße

Ihr ergebener Schiele.“

Das beigegefloßene größere Manuskript von der Hand des Beilehens trug die Aufschrift: „Für meine Nichte“; es waren sehr leserlich und schön geschriebene Blätter.

Wiegand las aus diese mit lauter Stimme vor:

„Am 2. April. Ein heutiger Brief verlangt mich, die nachfolgenden Erkenntnisse zu Papier zu bringen; denn ich habe Grund, in ihm ein Vorspiel und ersten Ausdruck einer Geistesverwirrung zu finden, deren Heranrücken ich seit Längem jütend bemerke. Vielleicht entnimmt mein künftiger Arzt sich aus ihnen nähere Winke für meine Heilung oder doch Behandlung.“

„Ich bin geboren als das einzige Kind eines kleinen Beamten im Königreich Sachsen; im Jahre 1871 ließ sich dieser ins Glas versetzen, wodurch sich seine bescheidenen Einkünfte ein wenig verbesserten. Mein Vater war ein kleiner, stiller Mann von sehr großer Schüchternheit und einem etwas melancholischen Temperament; seine Arbeit wurde von den Vorgesetzten stets als sorgsam und zuverlässig geschätzt. Ich glaube, daß ich den größten Teil meiner Eigenschaften von ihm geerbt habe; von der feurigen, unruhigen und etwas phantastischen Art meiner Mutter habe ich in mir bis auf die allerletzte Zeit kaum etwas beobachtet als höchstens einen leichten Hang, in stillen Stunden meine Einbildungskraft ein wenig in die Weite schweifen zu lassen, wobei ich mir doch allseitig bewußt blieb, daß solches Träumen nichts sei als eine uninteressante, aber werthlose Spielerei, während es ihr nur allzu oft geschah,

daß sie den Gebilden ihrer wogenden Phantasie eine lebendige Wirklichkeit unterthob.“

„Am allermeisten zeigte sich dies in der ausschweifenden hohen Meinung, die sie von meinen Gaben und Fähigkeiten gefaßt hatte. Es mag das ja wohl das Gemüthliche und Alltägliche sein, daß eine Mutter ihren Sohn und zumal ihren ersten und einzigen für ein unergleichliches Wunderkind ansieht; aber die meinige unterschied sich von anderen doch durch die unverwundliche Fähigkeit, mit der sie diesen Glauben trotz aller Gegenbeweise festhielt, und besonders auch durch die praktischen Folgen, die sie ihm gab. Während in allem übrigen ihr Wille stets mehr hiegt als kräftig, mehr zugreifend als andauernd war, blieb sie in diesem einen Punkte fest bis zur Starcheit. Sie wurde nicht müde, mich mit heißen Augen zu beobachten, ich möchte sagen, zu belauern und immer neue herrliche Gaben an mir zu entdecken und leider auch mit lauter Freude anderen kundzutun. Daß sie bei solchen anderen meist nur eine sehr laue Zustimmung fand, das merkte sie nicht und wollte sie nicht merken; sie deutete sich jedes mütterlich zugegebene Ja als eine begeisterte Anerkennung. Wenn ich durch dieses Wesen trotzdem, wie ich glaube, nicht gerade zu übermäßiger Eitelkeit und Selbstüberhebung erregt wurde, so lag das gar nicht an einer besonderen Festigkeit oder Klarheit meines Charakters, sondern lediglich einzig an meiner angeborenen Zurückhaltung und Scheu vor irgend welchem Hervortreten. Wenn ein Mitschüler in meinem Weisem lach gelobt und aus Licht gestellt wurde, so benutzte ich ihn darum niemals, sondern empfand weit eher ein mit heimlichem Grauen gemischtes Mitleid. Ich dachte es mir endlich, von Anderen so angefaßt und bewundert zu werden.“

„Auf der Schule bin ich der Besatz einer so gefährlichen Auszeichnung durchaus immer entgangen. Ich war nicht geradezu faul, aber noch weniger fleißig; ohne richtig dumm zu sein, verrieth ich doch auf meinem Gebiete eine merklichere Befähigung. Auf diese Weise würde ich mich in der Schule äußerst wohl befinden haben, wenn meine Mutter mich in Ruhe gelassen hätte.“

„Diese aber vermochte sich in meine geringen Erfolge durchaus nicht zu finden und sah die Schuld ohne Schwanken dem mangelnden Verstande oder dem üblen Willen meiner Lehrer zu. Sie wiesen mit einem besonders gearteten Kinde nicht umzugehen, pflanzte sie zu klagen, sie urtheilen nach der Schablone und verstehen sich nur auf die Drogenware. Da mich bei dieser glücklichen Betrachtungsweise meist nur ein geringer Theil ihres Tadel traf, so hätte ich allenfalls zufriden sein können, nur daß mir ihre Thesen und Klagen doch bitterlich ins Herz schnitten, so daß ich mich immer wieder einmal zu einer gewaltigen Anstrengung aufraffe, ohne doch jemals auch nur die obere Grenze der Mittelmäßigkeit zu berühren, nicht einmal mit meinem Fleiße, geschweige denn mit den Leistungen. Auch ich, so glaube ich, ein ganz rechtschaffener Fleiß für selten Menschen möglich, der etwas betreiben muß, das er doch nicht kann.“

„Und so mußte ich Lateinisch und Griechisch, Mathematik und alle diese schmerzhaften Dinge betreiben, die ich ein für allemal nicht konnte. Denn es ist selbstverständlich, daß ich auf das Gymnasium gethan worden war, obgleich die Verhältnisse meines Vaters es ihm sehr schwer machten, das hohe Schulgeld zu erwünschen, an einen Erlaß desselben aber bei meinen dürftigen Fortschritten nicht zu denken war. Mein Vater aber vermochte dem heftigen Glauben meiner Mutter keinen Widerstand zu leisten und opferte lieber einige Nachstunden für einen färglichen Nebenverdienst durch Schreibarbeit. Daß er hierdurch seine schwache Gesundheit völlig untergab, kam mir erst später bei seinem vorzeitigen Tode zum Bewußtsein, meiner Mutter sicherlich nicht früher. Von ihr selbst aber weiß ich auch, sie wäre jeden Augen-

blick ebenso bereit gewesen, Jahre um Jahre ihres Lebens für mich und meine würdige Ausbildung hinzugeben, wie sie sich denn in Wahrheit redlich bemühte, durch eigne kleine Handarbeiten das Ihrige beizutragen, was freilich wohl kaum der Rede werth war und dem Vater nur ein gutmüthiges Lächeln abgewann.“

„Endlich kam sie doch zu einer gewissen Erkenntnis. So schwer es ihr wurde, zuzugeben, daß irgend ein Gebiet des menschlichen Könnens meiner Kraft verschlossen bleiben möge, so konnte sie sich bei aller Glaubensfestigkeit auf die Länge nicht mehr verhehlen, daß ich für eine gelehrte Laufbahn doch wohl im Zuschnitt verborben sein müßte und es wahrscheinlich niemals weder zum Minister noch zum Generalarzt, noch zum Konfistorialrath bringen werde. Sie gab dieser Erkenntnis aber sogleich eine neue freundliche Wendung. Nachdem sie sich reichlich daran ergötzt hatte, ihre bittere Verachtung der trockenen und unfruchtbaren Gelehrsamkeit, alles todtten Wissens auszudrücken — worin ich ihr von Herzen zustimmte —, flammerte sie sich desto heftiger an eine glückliche Erfindung, die sie schließlich gemacht hatte: daß meine besondere Begabung nicht sowohl auf dem Felde dieses kalten Denkens und Wissens als auf den blühenden Auen der Phantasie und des sogenannten Gemüthlichen zu suchen sei.“

„Die Tiefe meines Gemüthes erschloß sich ihr aus dem Umstande, daß ich meiner stillen Natur nach, wenn mir etwas Liebes geschah, weit leichter zu heulen geneigt war als mich mit tüchtiger Faust dagegen zu wehren; und die Fülle der Phantasie vermochte sie ebenso leicht aus meinem Gange zu einem dumpfsinnigen Träumen und zu den natürlichen Spielereien eines noch unverbildeten Kindes herauszuleiten. Da sie von Hause aus nicht ungebildet war und mancherlei Bücher las, so hatte sie sich beibringen lassen, daß Phantasie und Gemüth die vornehmlichen Kräfte seien, die den Dichter und den Künstler machen, und hiermit war denn meine künftige Bestimmung glänzend herausgefunden.“

„Sie begann hinfirt mit der Vernachlässigung meiner Schularbeiten gern nachzugehen und mich dafür desto emfziger zu Thätigkeiten anzufragen, denen sie eine künstlerische Bedeutung beimaß. Es handelte sich zunächst darum, herauszubringen, für welche der schönen Künste ich vermöge der Eigenart meines jungen Geistes den inneren Beruf hätte.“

„Am schnellsten wurde festgestellt, daß es mit dem Dichten nichts wäre. Es war wirklich nichts. Zur Erklärung bemerkte meine Mutter, daß die Dichtkunst mir beschadet ihrer sonstigen Vorzüge doch einen bedenklich nahen Zusammenhang mit dem kalten Denken und dem trockenen Wissen nicht vertragen könne; selbst von Goethe und Schiller sei es bekannt, daß sie eigentlich ganz gewöhnliche Gelehrte gewesen seien, und Schiller habe sich sogar sein schönes Talent zum Theil dadurch verborben.“

„Von diesem Standpunkte aus schien nun für meine Eigenart die Musik gerade das richtige Fahrwasser zu sein. Denn daß man begabener die Geige spielen könne, ohne je einen einzigen Gedanken geholt zu haben, war durch reichliche Erfahrung beglaubigt, und ein in unserem Hause verkehrender Musiker bewies es besonders, der sogar vier Instrumente benebenswürdig spielte und doch nach dem Ausdruck meines weber lieblofen noch anpruchsvollen Vaters in seinen Aufsestunden ein Minderer erster Klasse mit Gehaltsloos war.“

„Diesem Manne wurde ich in die Mache gegeben, und da sich sein Lehrtalent bald als nicht ausreichend erwies, noch einem anderen vielgerühmten Lehrer, dessen Bezahlung meinem Vater noch eine Nachstunde täglich und nach mäßiger Berechnung ein Jahr seines Lebens mehr kostete.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Gigerlthum im Heere.

Ueber das Gigerlthum im Heere spricht sich in der „Zagl. Rundsch.“ ein Offizier aus. Den bemerkenswerthen Ausführungen des gewiß nicht gegen den Offizierstand eingenommenen Einsenders entnehmen wir Folgendes:

Der Artikel erinnert daran, daß der Kaiser in verschiedenen Befehlen die Mosen im Heere verboten, daß die Vorgesetzten mit strengen Befehlen und zahlreichen Strafen gegen „Lebertretungen“ aller Art vorgegangen sind. Aber wenn man sich heute in Berlin und in den Provinzen auf den Straßen umsehe, dann erblicke man nach wie vor Offiziere in Uniformen, die auch dem milde Denkerben maskadenartig und karikaturenhaft erscheinen. Woher kommt das? Es sei beim preussischen und deutschen Offiziercorps scheinbar unerklärlich, daß wiederholte Befehle des obersten Kriegsherrn Jahre lang bewußt von einem sehr bedeutenden Theile der Offiziere übertreten werden. Es sei scheinbar eine vollkommene Unklärlichkeit, daß der preussische und deutsche Offizier, der in allen übrigen Hüllen gewöhnt ist, seinen Vorgesetzten in strenger Pflichterfüllung nachzugehen, und sich Vorgesetzte und ältere Kameraden zum Muster zu nehmen, wo es die genaue Befolgung bestehender Vorschriften die Wahrung von Sitten und Gebräuchen gilt, daß er in diesem Punkte ungehorsam, auffällig erscheint. Das Räthsel sei aber zu lösen: 1) Es giebt keine alle Punkte regelnden Bestimmungen über den Anzug der Offiziere. 2) Die vorhandenen Bestimmungen, an denen seit Jahrzehnten nichts mehr geändert worden ist, werden in erster Linie von den meisten höheren Offizieren, deren Anzug dem älteren Zeiten als der normale erscheint, in den wesentlichen

Punkten übertreten. Diese Herren huldigen noch immer der Mode, die bis zum Ende der 70er Jahre, ganz im Widerspruch mit des Kaisers Bestimmungen, im Heere geherrscht hat.

„Zu jener Zeit regte sich auf ein Mal allenthalben unter den jüngeren Offizieren das Streben, zu den von Allerhöchster Stelle gegebenen, lange Zeit nicht beachteten Normen zurückzukehren. Die thurnhohen Mägen wurden erniedrigt, die Knopfreihen der Lebertheile näher zusammengerückt, die lächerlich engen Hosen weiter, die Stiefelabsätze die Kaiserin Eugenie durch den englischen Absatz ersetzt, die Kilogramme wiegenden Mäntel verdrängt durch die aus den Rücken u. s. w. Das war nicht bloß vernünftig, nein, das war sogar vorschrittsmäßig. Daß sich damals gleichzeitig viele Offiziere die abgesehen ganz widerwärtigen Schnabelschuhe von den Civil-Gigerln abhaben, ebenso die bis zu den Ohren reichenden Kragen, die übermäßig kurzen Paletots und Lebertheile und Anderes, das war eine zweifels sehr dauerhafte Ausschreitung der Mode, das war erstens unvorschriftsmäßig, nebenbei auch noch unvernünftig und lächerlich.“

Heute siehe die Angelegenheit so: „Der Kaiser hat die dem Civil abgesehenen Gigerl-Moden verboten; Hunderte von Vorgesetzten versuchen nun aber, kühnlicher als der Papst, ihre untergebenen Offiziere zu den Mode-Ausschreitungen zu zwingen, die sie selbst noch von ihrer Jugendzeit her beibehalten haben und die damals, scheinbar ohne erheblichen Widerstand zu finden, eingebürgert worden sind. Heute kann ganz leicht von einem Vorgesetzten, dem an jedem Theile seiner Uniform Unvorschriftsmäßigkeiten nachzuweisen sind, ein viel vorschriftsmäßiger gekleideter Offizier wegen mosenhafter Lebertretung der Befehlsvorschriften bestraft werden. Ich weiß nicht, was der Kaiser selbst Alles erleben könnte, wenn er sich unerkannt einer

Prüfung seines Anzuges durch irgend einen seit zwanzig Jahren im fernen Osten oder Westen stehenden Bataillons-Kommandeur aussetzte. Ein Offizier kann vor dem einen Vorgesetzten als völlig vorchriftsmäßig angezogen passiren, während ihn ein anderer wegen desselben Anzuges bestraft. Das sind nicht Annahmen, sondern Erfahrungen.“

Derselbe Grad von Eifer, der bei vielen Vorgesetzten herrsche in der Befolgung wirklicher oder vermeintlicher Lebertretungen der Kleiderordnung, derselbe Grad von Erbitterung herrsche bei den davon betroffenen Offizieren da, wo Vorgesetzte die eigene Geschnadtsordnung und Genehmigung den Bestimmungen des Kaisers voranstellen — da, wo Untergebene für Lebertretungen bestraft werden, die der Vorgesetzte (nur in ein klein wenig anderer Richtung) sich selbst zu Schulden kommen läßt. „Jahre dauert jetzt schon die Befolgung der Gigerl im Heere. Aber nicht bloß bewusste Mißthäter leiden darunter (auch deren giebt es leider, denn jeder Druck erzeugt Gegenruck), sondern auch Offiziere, denen nichts ferner liegt, als durch Modetorsheiten aufzufallen, schwaben beständig in Gefahr, von einem Vorgesetzten, der seine besonderen Ansichten über Hosenanschnitt und dergleichen hat, wenn nicht bestraft, wenn nicht getadelt, dann wenigstens mit Mißfallen betrachtet zu werden. Das erzeugt im Laufe von Jahren eine nicht zu unterschätzende Bestimmung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Es kommt vor, daß Vorgesetzte untergebenen Offizieren, wenn ihnen dieselben ihre Verlobung oder den Tod ihres Vaters melden, zunächst gewohnheitsmäßig auf die Stiefel sehen, um sich von der Form zu überzeugen. Es kommt vor, daß Offiziere ihren Vorgesetzten gewohnheitsmäßig in großem Bogen und dem Wege gehen, um das Gemüthwerden zu vermeiden — vielleicht entdeckt er doch was!“

